



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die kirchliche Baukunst des Abendlandes

Dehio, Georg

Stuttgart, 1901

2. Geschichtliche Voraussetzungen und Analogien

[urn:nbn:de:hbz:466:1-98817](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-98817)

gotisch. Aber nur seine Schüler haben sich ihm unumwunden angeschlossen. Den übrigen französischen Schriftstellern ist das Wort, obgleich sie sich thatsächlich mehr und mehr darein fügen, noch immer widerwärtig. Mit überlegenen Gründen verteidigt hat es zuletzt *R. de Lasteyrie* im *Bulletin monumental* 1893. *L. Gonse* gab seinem bekannten Buch zwar den Titel *L'Art gothique*, glaubt sich aber ausdrücklich deswegen entschuldigen zu sollen: »ich verdamme, wie alle aufrichtigen Freunde unserer Kunst, das Unrichtige und Ungerechte dieser Benennung; wir müssen sie aber beibehalten, bis man wieder ‚französischer Stil‘ sagen wird, wie man es überall im Mittelalter gesagt hat.« Diese letztere Behauptung ist eine starke Uebertreibung. Gonse dachte wahrscheinlich an die berühmte — allzu berühmte — Stelle in der Chronik des Burchard von Hall, wonach die Kirche zu Wimpfen im Thal von einem eben aus Paris zurückgekehrten Meister *opere francigeno ex sectis lapidibus* erbaut wurde. Die Bezeichnung, weit entfernt ein verbreiteter terminus technicus zu sein, kommt nur dies eine Mal vor.

2. Geschichtliche Voraussetzungen und Analogien.

Man kann, wie wir im vorigen Abschnitt gesehen haben, die Entstehung des gotischen Baustils rein technisch erklären, indem man zeigt, wie das Suchen nach der für die Basilikananlage geeignetsten Gewölbeform zu den Kreuzrippen führte, wie diese zur Umgestaltung der Bögen und Pfeiler nötigte, wie in streng logischer Weiterführung dieser Grundgedanken eine ganze neue Formenwelt hervorwuchs. Gegenüber den nebelhaften Deuteleien des christlich-germanischen Mysticismus war diese Erklärungsweise ein ernstlicher Fortschritt. Aber diejenigen, die vermeinen, in ihr den Schlüssel zu den letzten Geheimnissen der Stilbildung zu besitzen, verfallen, indem sie der einen Täuschung entfliehen, in eine andere. Sie isolieren das Schaffen der gotischen Meister von den geistigen Mächten ihrer Umgebung, von der stillen Mitarbeit der ganzen Gesellschaft. Für die historische Betrachtung bilden diese aber ein unerlässliches Postulat. Sie können freilich auf direktem Wege nicht erschlossen werden. Immerhin werden wir ihrer Erkenntnis näher kommen, wenn wir die Analogien im zeitgenössischen Leben beachten.

Das Leben der Geschichte enthüllt sich uns oft am tiefsten, wenn es sich in Widersprüchen zu bewegen scheint. So hatte sich der romanische Stil, obschon von dem einheitlichen Grunde der Spätantike ausgehend, in seinem Fortgange immer weiter national differen-

ziert; so erhob sich der gotische Stil, obschon er als blosser Provinzialstil begann, sehr bald zum abendländischen Einheitsstil. Aber die Einheit hatte keine Aehnlichkeit mit jener starren eintönigen, die am Ende des Altertums geherrscht hatte. Sie beruhte nicht auf der Hegemonie eines einzigen Volkes, sondern auf dem Zusammenleben mehrerer. Die von der Kirche getragene Einheitsbildung der ersten Hälfte des Mittelalters hatte nur die dünne, oberste Schicht umfasst, unter der die Völker ein jedes sein eigenes Leben für sich führten. Im Laufe des 12. Jahrhunderts erwachte, im 13. erstarkte das Bedürfnis nach einer tieferen, darum aber auch in den Formen freieren Gemeinschaft. Die Träger dieser neuen, die Spannung zwischen Kirche und Welt mildernden Bildung waren die neu sich bildenden sozialen Stände des Rittertums und Bürgertums, doch so, dass auch der Klerus an ihr teilzunehmen nicht verschmähte. Es entstand der schon halbwegs moderne Begriff der gebildeten Gesellschaft. Die Angehörigen derselben fühlten sich in allen Ländern einander verwandt. Ein weltbürgerlicher Zug ging durch die Kultur des 13. Jahrhunderts und offenbar war er einer der wirksamsten Hebel in der gotischen Stilbewegung.

Damit steht nicht im Widerspruch, dass an ihre Spitze ein bestimmter einzelner Stamm trat, der fränkische. Nach der Art ihres Verlaufes erinnert sie sehr an eine andere Bewegung, in der sich ebenfalls die weltbürgerliche Tendenz mit französischer Initiative verband, an die Ideen von 1789. Beide Bewegungen waren längst in einem weiten Umkreise verbreitet; französisch war an ihnen nicht die Grundsubstanz des Gedankens, sondern nur dessen Formulierung, die geschickte Konzentration auf einen einzigen fruchtbaren Gesichtspunkt, der Feuereifer der Ueberzeugung, der schnell entschlossene Vorstoss, die unvergleichliche Gabe des Werbens, Ueberredens, Forttreissens. Die Franzosen — worunter hier und weiterhin immer allein die Bewohner des heutigen Nordfrankreichs verstanden sein dürfen — übernahmen mit der Führerschaft in der Kunst nur etwas, das ihnen auf vielen anderen Gebieten schon zugestanden war. Neben dem Lateinischen war das Französische die zweite Weltsprache geworden, das Bindemittel jener Laienbildung, von der wir oben sprachen. Paris war im vollen Sinne Weltstadt, die einzige im Abendlande, die diesen Namen verdiente; die Pariser Universität der Brennpunkt der Wissenschaften. Nicht nur begegneten sich hier Schüler aus allen Ländern, auch auf den Lehrstühlen sassen Deutsche, Engländer, Italiener. Schon

um die Mitte des 12. Jahrhunderts bemerkte Otto von Freising, dass die Wissenschaften nach Gallien übergegangen seien. Ein Schriftsteller aus der Zeit Philipp Augusts übt keine eitle Prahlerei, wenn er sagt, Paris ziehe jetzt mehr Lernbegierige an, als ehemals Athen oder Alexandrien. Und das Wort des H. Bonaventura, Paris sei der Brunnen des Wissens, von dem aus der ganze Erdkreis bewässert werde, ging um wie ein Sprichwort. Man begreift: was aus der Stadt der »zwölf weisen Meister«, wie die Volksrede es formulierte, herkam, das hatte das stärkste Vorurteil für sich. Eben darin, dass jetzt nicht mehr der Klerus unmittelbar die Leitung des Bauwesens in Händen hatte, sondern ungelehrte Laien, und dass auch auf diese die Arbeitsplätze der grossen Kathedralen eine ähnliche Anziehungskraft bis in weite Fernen ausübten, wie die Pariser Universität auf die Gelehrten, zeigt, bis in welche Tiefen das Verlangen nach Zentralisation Macht erlangt hatte.

Wir haben begriffen, wie und warum ein Stil kommen musste, der nicht sowohl National- als Zeitstil war, der nicht allein auf die geistliche Aristokratie, sondern auch auf die Laienwelt sich stützte. Nun ist zu fragen, welche allgemeinen Richtungen des Zeitbewusstseins er in sich aufgenommen hat.

Das mittelalterliche Leben ist innerlich zu reich, um irgendwo sich ganz widerspruchsfrei und einheitlich zu äussern, wir werden es deshalb nur in seinen typischen Vertretern aufsuchen dürfen. Dann müssen wir sagen, dass die neue laienhafte Kultur in der mittelalterlichen Weltanschauung nur eine neue Färbung, nirgends eine neue Grundlage brachte. Die überall durchgreifende Voraussetzung ist der Widerstreit von Diesseits und Jenseits, von Natur und Geist. Die Bildung der ritterlichen Gesellschaft ist nicht weniger als ihre Vorgängerin, die mönchische Bildung, durch und durch unnaiv, eine Feindin der Natürlichkeit. Sie begnügt sich, die Lösung des Konfliktes in der Aufrichtung eines künstlichen Gleichgewichtes zu suchen; der Ehrenkodex und die gesellschaftliche Etikette sind die Ersatzbegriffe für die fehlende tiefere Auffassung des Sittlichen; in allen Dingen übertriebene Schätzung der verfeinerten Form, der klassischen Regel. Ganz diesen Geist atmet die Dichtung der Zeit. Ihren mystischen oder phantastischen Gehalt kleidet sie in das Gewand verstandesklarer Formeneleganz. Wer wollte die innere Verwandtschaft — von einer äusseren Einwirkung kann nicht die Rede sein — mit der Kunst, zumal der Baukunst verkennen? Hier folgen sich die Volkspoesie, die

höfische Kunstdichtung, die öde Routine des Meistergesangs, dort die männliche Kraft und der gärende Reichtum des spätromanischen und frühgotischen Stils, weiter die abgetönte Formenklarheit und strenge Geschmackswahl der Hochgotik, endlich das bald trockene, bald kecke, immer handwerkliche Virtuositentum der Spätzeit: sie sind genau gleichlaufende Abwandlungen der allgemeinen Phantasie.

Und nun erst die zweite grosse typische Erscheinung: die Scholastik. Steinerne Scholastik geradezu hat der geistvollste unter den modernen Widersachern der Gotik diese genannt. Gottfried Semper wollte in diesem Stichwort zusammenfassen, was ihm an der Gotik tadelnswert erschien; er hat damit ungewollt auch eine treffende Analogie für das Grosse in ihr gefunden. Wenn der Vergleich mit der ritterlichen Dichtung nur eine Seite der gotischen Kunst beleuchtet, so der Vergleich mit der scholastischen Philosophie die andere. Wer heute der Phantasierichtung der Gotik nicht folgen kann, huldigt doch willig der grossen Verstandesleistung in ihr, und wer die Scholastik als Wissenschaft auch preisgibt, muss immer ihren künstlerischen Aufbau bewundern. Beiden gemeinsam ist der Enthusiasmus der Arbeit, gemeinsam auch die Denkmethode. Beide haben dieselbe Verbindung von Kühnheit und Nüchternheit, dieselbe streng rationelle Durchführung willkürlicher Prämissen, dasselbe Sichberauschen in logischem Formalismus. Wie die Scholastik die Denkgesetze dem Glauben dienstbar macht, so benutzt die Gotik ihr statisches Wissen und technisches Können, um Formen zu erzwingen, die von den durch die Natur des Steins gewiesenen sich möglichst weit entfernen, um die Materie, wie die Lobredner des Systems sich ausdrücken, zu »vergeistigen«. Wie die Scholastik ihr Lehrgebäude gleichsam mit der Spitze beginnt, von der sie alles übrige deduktiv ableitet, so ist in der Gotik alles eine Folge des besonderen Gewölbesystems. Wie die Scholastik das Unbeweisbare beweist mit Hilfe der ausserhalb des Denkens liegenden Autorität der Offenbarung, so vollbringt die Gotik das Wunder ihrer auf unbegreiflich schwachen Stützen ruhenden Gewölbehallen mit Hilfe des ausserhalb des Gebäudes liegenden Strebesystems. Zugegeben hier die Ueberleitung der sichtbaren Last auf nicht sichtbare Widerlager, dort den Sprung ins Transcendentale, so sind beide Systeme unanfechtbar. Wenn aber die Scholastik mit solchen Mitteln die Rätsel des Seins thatsächlich lösen will, so überzeugt sie uns nicht; die symbolische Lösung durch die Gotik hat noch immer Macht über unser Gemüt.

Erwarten wir von der im obigen andeutungsweise durchgeführten Vergleichung mit dem Rittertum und der Scholastik einige Förderung unserer Einsicht in das Wesen der gotischen Baukunst, so thun wir es doch nicht etwa in der Annahme, die eine völlig irrige wäre, als hätten Rittertum und Scholastik auf das Schaffen der gotischen Bauleute einen unmittelbaren Einfluss gehabt. Im Gegenteil, die uns so deutlich sich aufdrängenden Analogien sind den Zeitgenossen sicherlich nirgends bewusst geworden. Eben dies beweist die Einheit des Ursprunges aller drei aus jenem in seinem Kerne nie zu fassenden, aber allgegenwärtigen, auf tausend unsichtbaren Luftwegen seine Verbindungsfäden schlagenden Etwas, das wir Zeitgeist nennen. Die Gotik, darauf dringen wir, ist nicht das willkürliche Erzeugnis einer Sekte scharfsinniger Grübler; sie ist keine exklusive Architektenkunst; sie musste so sein, wie sie geworden ist, weil der Zeitgeist es so wollte; ja sie führt uns so nahe an dessen geheimnisvolles Zentrum, wie vielleicht nichts anderes sonst. Jede Kritik der gotischen Baukunst wird darum zur Kritik der mittelalterlichen Weltanschauung im ganzen.

Das Gesagte umschliesst vor allem auch das Verhältnis der Gotik zum religiösen Leben. Ueber diesen Punkt hat ein sonderbares Missverständnis sich ausbreiten können, herbeigeführt durch die Wahrnehmung, dass in der romanischen Epoche die Bauleitung in der Hand der Geistlichen, besonders der Mönche gelegen hatte, wogegen sie in der gotischen an die Laien überging. Man hat hieraus auf einen prinzipiellen Gegensatz geschlossen. Besonders Viollet-le-Duc war voll von dieser Idee, die den roten Faden aller seiner Erörterungen bildete. Er machte den Ausdruck »Laienkunst« förmlich zu einem *terminus technicus*, der ihm mit »gotischer Kunst« synonym galt; er sprach von einem eingeborenen Hass dieses nationalen und laienhaften Stils gegen den theokratischen, d. i. romanischen; ihm waren die grossen gotischen Kathedralkirchen vielmehr Volkshäuser und er wollte sie am liebsten der bürgerlichen Baukunst zuweisen: mit welchen Anschauungen er im Grunde nur den Zweck verfolgte, die Wiederaufnahme der Gotik in die Kunstübung der Gegenwart dem modernen Liberalismus annehmbar zu machen und die denn auch beifälligen Widerhall reichlich gefunden haben. Sie sind aber nicht sowohl übertrieben, als völlig wahrheitswidrig. Wenn man einen quantitativen Unterschied an Volkstümlichkeit statuieren will, so liegt das Mehr ohne Zweifel auf seiten des romanischen Stils und ebenso hinsichtlich der kirchlichen Devotion das Mehr auf seiten der Gotik. Es waren die erhöhten Ansprüche an

technisches Wissen, die zu fachmännischer Konzentration des Betriebes nötigten; für das Bauprogramm blieb immer die Geistlichkeit massgebend, — ein Blick auf die gewaltige Entfaltung der gotischen Chöre genügt zum Beweise, dass sie dabei nicht zu kurz kam. Wenn zuweilen ungeschulte Laien sich scharenweise zu den groben Arbeiten am Kirchenbau erbieten, was wollten sie damit anderes als durch Vermittlung der Kirche sich einen Lohn im Himmel suchen? Entspricht nicht die veränderte Haltung der gotischen gegen die romanische Kunst genau dem Fortschritt von der gebundenen unpersönlichen Frömmigkeit des älteren zu der heisser erregten des jüngeren Mittelalters? Ist es nicht etwas dem von der Kirche gekämpften Kampf gegen den natürlichen Menschen Verwandtes, wenn die Gotik den Stein zu Bildungen nötigt, in denen er seine Schwere, seine Brüchigkeit, sein natürliches Lagerungsbestreben scheinbar vergessen, scheinbar ein höheres, organisches Wesen angenommen hat? Ist es nicht ein sehr absichtlicher Widerspruch gegen die gemeine Erfahrung, ein Verlangen nach wundergleichen Wirkungen, das dem Scharfsinn der Baumeister zum Ziele setzt, alles das, was dem inneren Aufbau Halt gibt, für das Auge verschwinden zu machen? Ohne Frage, diese ganze, für den ästhetischen Eindruck entscheidende Seite der Gotik hat mit dem angeblich sie alleinbeherrschenden Streben nach »konstruktiver Wahrheit« nichts zu thun. Wer den reichlichen Tropfen von Mystik, der dem Kalkul ihrer Meister zugemischt war, nicht herauszufühlen vermag, der wird auch das, was diese als Künstler, d. h. als echte Söhne und legitime Sprecher ihrer Zeit, zu sagen hatten, nicht verstehen. Und diejenigen, die in dem Christentum des 13. Jahrhunderts die höchste historisch erreichte Form des Christentums überhaupt erblicken wollen, haben ganz Recht, wenn sie den gotischen als den christlichsten aller Stile preisen ¹⁾.

Verglichen mit den oben besprochenen Potenzen halten wir den völkerpsychologischen Faktor, dem viele mit so besonderem Eifer nachgespürt haben, für wenig beteiligt am Wesen der Gotik. Auf ihre spätere Differenzierung erlangte er wohl Macht. Aber wie sollen wir ihn bei

¹⁾ Auch bei uns in Deutschland galt es lange Zeit und gilt bei vielen wohl noch für besonders »wissenschaftlich«, sich zu der Lehre Viollet-le-Ducs zu bekennen. Unseres Erachtens hat Fr. Kugler in seiner um dieselbe Zeit (1859) erschienenen Geschichte der Baukunst (Bd. III, Einleitung) die Gotik viel unbefangener und historisch tiefer beurteilt. Viel Treffendes auch bei A. Saint-Paul: Viollet-le-Duc et son système. 2. éd. 1881.

der ersten Gestaltung in Thätigkeit denken? Es kommen allein die Franzosen, d. i. Nordfranzosen, hier in Betracht, und diese sind im 12. und 13. Jahrhundert bekanntlich nichts weniger als ein einheitlich verschmolzenes Volkstum. Wir müssten also, von der Blutmischung ausgehend, nach drei verschiedenen Richtungen die Frage wenden: ist die Gotik wesentlich lateinisch, oder wesentlich gallisch, oder wesentlich germanisch? Dass der erste dieser Faktoren nicht mitgesprochen haben könne, wird allgemein zugegeben: war doch das Emporkommen der Gotik recht eigentlich eine Unabhängigkeitserklärung von der Kunstüberlieferung der Antike, haben doch die rein romanischen Völker, wenn sie ihr sich auch äusserlich unterwarfen, doch innerlich, wie man behauptet, sie nie verstanden. Um so unerschütterlicher stehen sich die beiden andern Ansprüche gegenüber. Die heutigen Franzosen gefallen sich darin, eigentlichst Gallier sein zu wollen; fränkisch sei nur die Aristokratie gewesen, die gotische Baukunst aber ein demokratisches und laienhaftes Wesen; an dem sehr nahe liegenden Einwand, warum denn die zweifellos in noch viel höherer Potenz gallischen Landschaften des Westens und der Mitte der Gotik so lange fremd blieben, nehmen sie keinen Anstoss. Die Verteidiger des germanischen Ursprungs legen hingegen Gewicht auf den Stammescharakter der herrschenden Klassen; sie verweisen ferner darauf, dass in Frankreich selbst die Blüte der Gotik die Linie von Lyon über Bourges und Tours bis zu dem die Grenzmark zwischen der Normandie und Bretagne bildenden Mont-Saint-Michel nicht überschritt, dass England, die Niederlande und Deutschland den gotischen Stil am schnellsten aufnahmen und ihm am längsten treu blieben — worauf man freilich unter anderm die Gegenfrage stellen muss: ob denn etwa der romanische Stil dort als undeutsch sich missliebig gemacht habe? Nein, die ganze Erörterung ist, wie uns scheint, auf einen falschen Boden gestellt. Die Gotik ist nicht aus den erblichen Sondereigenschaften dieser oder jener Nation hervorgegangen, sondern aus den allen Nationen gemeinsamen Forderungen der Zeit; sie war die Gegenbewegung des europäischen Gemeingefühls gegen den in der vorangegangenen Epoche ins Unendliche verästelten Individualismus der Völker und Stämme, ein neutraler, ein kosmopolitischer Stil, und eben deshalb konnte den Franzosen, d. i. einem gemischten, aber die Mischung doch schon zu ganz bestimmten Charakterzügen verdichtenden Stamme, die Formulierung zuerst gelingen.

Zu den Mächten, die auf die Kirchenbaukunst Einfluss hatten, gehörten nun auch die wirtschaftlichen, und gewiss nicht an letzter Stelle. Mag die Beurteilung der Gotik nach der ästhetischen Seite eine schwankende sein, — als Leistung der menschlichen Arbeit betrachtet, muss sie einhellige Bewunderung hervorrufen, eine Bewunderung, für die kaum noch Grenzen zu finden sind, wenn wir uns auf der einen Seite die hohe Zahl, die materielle Grösse, die rasche Folge der Bauten der gotischen Blütezeit, auf der andern Seite die niedrige Stufe der technischen Kultur, des Verkehrswesens, der allgemeinen Wirtschaftsverhältnisse vergegenwärtigen. Wie ist diese ungeheure Arbeit organisiert gewesen? Womit ist sie bezahlt worden? Das sind Fragen von schwerstem Gewicht für den Historiker. Aber offenbar liegt ihre Beantwortung nicht eigentlich der Kunstgeschichte ob, sondern zum einen Teil der Wirtschaftsgeschichte, zum andern der Kirchengeschichte. Es ist hie und da Material dazu gesammelt¹⁾. Aber zu einer zusammenhängenden Ansicht genügt es noch lange nicht. Ausserdem beziehen sich die bisher gelieferten Beiträge fast allein auf das späte Mittelalter; dagegen sind die Verhältnisse der den Kunsthistoriker am meisten interessierenden Epoche, des 12. und 13. Jahrhunderts, nur erst durch wenige Streiflichter erleuchtet. Wir begnügen uns deshalb mit einigen allgemeinen Bemerkungen.

Die Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters unterscheidet zwei Hauptepochen: eine erste, rein naturwirtschaftliche, und eine zweite, durch die Anfänge der Geldwirtschaft charakterisierte; als Grenze beider sieht sie die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts an. Dieses ist aber, wie sofort in die Augen fällt, auch die Grenze zwischen dem romanischen und dem gotischen Stil. Wir dürfen sagen: nicht zufällig! Ein Gebäude gotischen Stils fordert bedeutend weniger Baumaterial, als ein gleich grosses romanisches, aber es fordert um ebensoviel mehr Arbeit. Von hier aus betrachtet, gewinnt jene Seite des gotischen Systems, die man als »Vergeistigung des Stoffes« zu preisen pflegt, eine eminent praktische Bedeutung. Vergessen wir nicht, dass unter allen Schwierigkeiten, die bei einem grossen Bau zu überwinden waren, die Herbeischaffung des Materials durch die Unvollkommen-

¹⁾ Mone: Ueber die Domfabrik zu Speier 1220—1524 (Anzeiger f. Kunde der deutschen Vorzeit, V). — Beissel: Baugeschichte der Kirche des hl. Victor in Xanten, 1883. — Derselbe: Geldwert und Arbeitslohn im Mittelalter, 1885. — Luchs: Baurechnungen des Dominikanerkonvents St. Adelbert in Breslau (Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. u. Altert. Schlesiens, II). — Neuwirt: Wochenrechnungen.

heit der Transportmittel zu einer der grössten gemacht wurde. Das Aufkommen einer Konstruktionsmethode, die durch intensive Ausnutzung der Arbeit den Materialverbrauch stark, vielleicht auf die Hälfte des früheren Bedarfes, reduzierte, bedeutete deshalb ökonomisch einen Fortschritt von erster Wichtigkeit und wir könnten uns denken, dass diese Seite der neuen Bauweise manchem Bauherren viel interessanter war, als alle Stilfragen. Zugleich wird ersichtlich, dass, damit die Gotik entstehen konnte, bestimmte Veränderungen in der allgemeinen Wirtschaftsverfassung vorausgegangen sein mussten.

Die kirchlichen Bauherren der romanischen Zeit waren in der Hauptsache auf die Arbeitsleistung ihrer Grundunterthanen angewiesen. Es gab wohl berufsmässig ausgebildete Bauhandwerker für die schwierigeren Verrichtungen, die von Bau zu Bau wanderten, oft in grosse Fernen — wir finden z. B. wiederholt Lombarden am Rhein, einmal (a. 1017) in Westfalen sogar Griechen, die doch wohl nur aus Unteritalien gekommen sein können, ein andermal (a. 933) Maurer aus Gallien —, aber noch waren sie wenig zahlreich und es mochte nicht immer leicht sein, ihrer habhaft zu werden. Den ersten durchgreifenden Schritt aus dem grundherrlichen Betriebe heraus thaten die Cistercienser, die als Besiedler von Neuland ohnedies auf ihn sich zu stützen nicht ohne weiteres in der Lage waren. Sie trugen deshalb Sorge, Genossenschaften von Werkleuten zu organisieren, die, ohne ihren Laiencharakter aufzugeben, es doch als eine religiöse Pflichterfüllung ansahen, sich mit ihrer Person und ihrer Arbeitskraft dauernd in den Dienst des Ordens zu stellen, dessen Bauten, wie wir früher gesehen haben, räumlich weit zerstreut, zeitlich in dichter Folge sich drängten. Für die Hebung des Bauwesens nach der technischen Seite hin haben sie, zumal in Deutschland und den östlichen Kolonialländern, Ausserordentliches geleistet. Währenddessen hatten in den alten Kulturgebieten des Westens die Bauverhältnisse mehr Stetigkeit erlangt. Besonders in den schnell heranwachsenden Städten, wo jeder neue Tag mit neuen Bedürfnissen sich meldete, war weder auf grundherrliche Dienste noch auf freiwillige Leistungen mehr zu rechnen. So bildete sich ein Stand ortsansässiger Maurer, Steinmetzen, Zimmerleute u. s. w. heraus, die sich, dem Zuge der Zeit folgend, zu Zünften zusammenschlossen. Erst in ihrem Schosse konnte die Fertigkeit schulmässig herangebildet, ein höheres Wissen regelmässig fortgepflanzt und gemehrt werden. Für die doch immer nur halb dilettantischen geistlichen Bauführer war damit die Zeit gekommen, den Laienmeistern

zu weichen. Eine für Frankreich aufgestellte Liste¹⁾ zeigt im 11. Jahrhundert und noch in der ersten Hälfte des 12. die Geistlichen in der Ueberzahl; in der zweiten Hälfte findet sich nur ein Mönch neben fünf Laien; im 13. gehören alle, jetzt schon sehr zahlreich überlieferten, Meisternamen dem Laienstande. Aehnlich, nur mit einem chronologischen Rückstande von etwa einem halben Jahrhundert, ist der Umschwung in Deutschland. (Italien mit seinen sehr abweichenden Verhältnissen wollen wir vorläufig ausser Betracht lassen.)

Es liegt nun gewiss die Vermutung nahe, dass der Uebergang der Bauleitung an Laienmeister nur die Spitze eines ganzen Systems von Veränderungen gewesen sein werde; sie im einzelnen nachzuweisen, sind wir jedoch nicht in der Lage. Jene Vorstellung, in die sich Viollet-le-Duc und die vielen, die auf ihn als Meister schworen, förmlich verliebt hatten, es seien der *esprit laïque* und die *libre pensée* die wahren Schöpfer des gotischen Stils, wird von den jüngeren französischen Archäologen nicht mehr aufrecht erhalten. An ihre Stelle ist der Satz getreten: die grossen gotischen Kathedralen sind erbaut auf Antrieb und unter Leitung der Bischöfe durch die Laien-korporationen. Insofern man unter den letzteren die städtischen baugewerklichen Zünfte versteht, bleibt auch in dieser Formel manches unklar und bedenklich. Eine Zunft der Maurer, welcher die Steinmetzen, Gipser und Mörteler beigeordnet waren, begegnet, soweit sichere Kunde reicht, zuerst in Paris im Jahre 1258; damals aber hatte der gotische Kirchenbau die Zeit seiner intensivsten Thätigkeit schon hinter sich. Man darf wohl mit Recht den Ursprung der Maurerzünfte für älter als dies urkundliche Datum halten, immer bleibt die Frage: wie konnten sie nur mit ihrem beschränkten Personal den Bedürfnissen der grossen Kathedralbauten genügen? Ganz besonders kommt noch in Betracht, dass dieselben im 12. und 13. Jahrhundert — später wurde es anders — fast ausnahmslos ruckweise gebaut worden sind. Epochen regster Thätigkeit wechseln unvermittelt mit Epochen halben oder ganzen Stillstandes. Der überraschend schnelle Fortgang des Werkes innerhalb der ersteren setzt voraus, dass eine grosse Arbeitermenge versammelt war, eine viel grössere, als je eine städtische Zunft zu liefern vermochte. Sodann waren die Zunftgenossen ansässig, auf gleichmässigen Erwerb angewiesen, schon durch die bürgerliche Bau-thätigkeit in dieser Zeit raschen Wachstums der Städte stark in An-

¹⁾ A. Saint-Paul p. 246.

spruch genommen. Zu den stabilen bürgerlichen Verhältnissen passt der geschilderte Hergang beim Bau der Kathedralen schlecht.

Durch diese Erwägungen werden wir darauf geführt, der Wanderung der Bauarbeiter, von der wir gelegentlich Nachricht erhalten, für die Zeit des intensivsten Baubetriebs, von der Mitte des 12. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, eine sehr grosse Bedeutung zuzuschreiben. Sie ist ein Teil der allgemeinen Fluktuation, in welche die Zeit der Kreuzzüge und was mit diesen zusammenhängt, die bisher so unbeweglichen Bevölkerungen gebracht hatte. Sie erklärt auch am besten die Verbreitung des Stils. Wenn in einem bisher romanisch bauenden Gebiet eine gotische Kirche erstand, so kann sie nicht allein durch den Willen des leitenden Meisters verwirklicht sein; die Gotik forderte eine veränderte Schulung aller Arbeiter; der leitende Meister ist also zugleich als Anführer eines wandernden Arbeitertrupps zu denken. Aber es gab auch Zeiten eines so fieberhaft gesteigerten Baueifers, dass zu ganz ausserordentlichen Mitteln gegriffen werden musste. Wir wollen als Beispiel einen Bericht über eine solche Episode einschalten.

Der Chronist Robert von Mont-Saint-Michel schreibt zu 1144: »In diesem Jahre zum erstenmal sah man zu Chartres die Gläubigen sich vor Karren spannen, die mit Steinen, Holz, Getreide und wessen man sonst bei den Arbeiten an der Kathedrale bedurfte, beladen waren. Wie durch Zaubermacht wuchsen ihre Türme in die Höhe. So geschah es nicht nur hier, sondern fast allenthalben in Francien und der Normandie und anderorts. Ueberall demüthigten sich die Menschen, überall thaten sie Busse, überall vergaben sie ihren Feinden. Männer und Frauen sah man schwere Lasten mitten durch Sümpfe schleppen und unter Gesängen die Wunder Gottes preisen, die er vor ihren Augen verrichtete.« Bestätigend Ordericus Vitalis und Radulfus de Diceto. Einer der Orte, an denen sich die Vorgänge von Chartres wiederholten, war Rouen. Man lese im Briefe des dortigen Erzbischofs Hugo an Thierry von Amiens: »Unsere Diöcesanen haben sich mit unserem Segen nach Chartres begeben, auf die Kunde von den Wundern, die dort geschehen. Sie kamen mit der Begierde zurück, den Chartresern nachzueifern. Viele aus unserem Sprengel und aus andern Sprengeln machten sich an die Arbeit. Die Gruppen wählen einen Anführer, spannen sich an die Lastwagen, bringen Gaben dar, kasteien sich, zerfliessen in Thränen. Diese drei Dinge, Sündenbekenntnis, Versöhnung mit den Feinden, Demüthigung unter die Befehle des Führers fordern wir von allen die zu uns kommen. Wir erlauben auch unsern Pfarrkindern (zum Kirchenbau) in andere Sprengel

zu gehen, ausgenommen die Orte, die im Interdikt stehen.« Weiter ein Brief des Abtes Haimon von S. Pierre-sur-Dive in der Diöcese von Seez: »Wer hat jemals etwas ähnliches gesehen und gehört, dass mächtige Herren und Fürsten der Welt, aufgebläht von Reichtum und Ehren, dass selbst Frauen von edler Geburt ihre stolzen Häupter gebeugt und gleich Zugtieren sich an Karren gespannt haben, um Wein, Getreide, Oel, Kalk, Steine, Holz den Werkleuten einer Kirche zuzuführen? Und ob viel mehr als tausend Köpfe zusammen sind, herrscht doch tiefes Schweigen, man hört kein Wort, nicht einmal ein Flüstern. Wenn sie dahinziehen unter Posaunenschall und unter geweihten Bannern, kann nichts sie aufhalten, weder Berg noch Wasser; ihr könntet glauben, die alten Juden durch den Jordan schreiten zu sehen. Gott der Herr scheint sie selbst anzuführen. Die Flut des Meeres ist zurückgetreten, um ihnen Platz zu machen, Augenzeugen von Sainte-Marie-du Port haben es versichert. Sind die Pilger an der Kirche angelangt, bei deren Bau sie helfen wollen, so machen sie eine Wagenburg und wachen die ganze Nacht und singen Psalmen. Auf jedem Karren zündet man Kerzen und Lampen an, zu den mitgebrachten Kranken werden Reliquien getragen und alles Volk hält Bittgänge um ihre Heilung.« ... Nach diesen Zeugnissen ist es sicher, dass eine Zeitlang wenigstens die Mitarbeit der Pilger am Kirchenbau einen bedeutenden Umfang gehabt haben muss. Auch stimmen die Quellen darin überein, dass die Sache zum erstenmal im Jahre 1144 beim Bau von Chartres sich bemerklich machte. Nicht weniger interessant sind die Vorgänge bei und nach dem Kathedralenbrand vom Jahre 1194 (Bulbeau: Monographie de la cathédrale de Chartres I p. 100—108). Eine grosse Zahl von Bürgerhäusern brennt nieder; noch grösser ist aber der Jammer über die Zerstörung der Kathedrale und am grössten über den Verlust der *sainte Chasse* mit dem Hemde der H. Jungfrau. Viele Bürger wollen in ihrer Verzweiflung den von Gottes Zorn getroffenen Ort verlassen und sich anderswo anbauen. Da legt sich der gerade anwesende Kardinallegat Melior ins Mittel. Nein, ruft er, reicher und glänzender noch müsse das Haus unserer lieben Frau aus der Asche auferstehen. Er veranlasst den Bischof und den ganzen Klerus auf drei Jahre den grössten Teil ihrer Einkünfte für den Bau hinzugeben. Dann redet er zum versammelten Volk. In dem Augenblick, wo er zu sprechen aufhört, wird plötzlich der verloren geglaubte Reliquienschrein in die Versammlung getragen. Drei beherzte Priester hatten ihn in die Krypta gerettet und tagelang unter dem Schutt zugebracht, durch ein Wunder vor dem Hungertode bewahrt. Ungeheurer Jubel und reiche Geldspenden. (Von Arbeitshilfe durch Pilger wird diesmal nicht berichtet.)

Im späteren Mittelalter kommen derartige stürmische Aufwallungen des Bauenthusiasmus nicht mehr vor. Die Welt war nüchterner und resignierter geworden. Die Erfahrung lehrte, dass es immer seltener gelang, einen grossen Bau in einem Zug zu Ende zu führen, während die vermehrte Sorge um Beaufsichtigung und Instandhaltung der älteren Bauteile als Schattenseite des neuen Stils immer deutlicher hervortrat. Es kam jetzt darauf an, die Hilfsquellen bei geringerer augenblicklicher Ausbeutung dauernd in Fluss zu halten. Das Bauamt wurde bei allen grösseren Kirchen zu einer ständigen Einrichtung (*opus, fabrica, oeuvre, opera, Werk*). In der Regel zerfiel es in zwei Abteilungen: eine technische, die »Bauhütte«, mit dem Werkmeister an der Spitze, und eine ökonomische als Kommission des geistlichen Kapitels oder auch wohl aus geistlichen und weltlichen Beisitzern gemischt¹⁾. Vorsorgliche Verwaltungen sonderten bestimmte Teile des Kirchenguts für das »Werk« aus, die Hauptsache aber war doch die Anregung des frommen Sinnes zu Schenkungen, Testaten, Pfennigkollekten und als wirksamste Form der Besteuerung das Ablasswesen. Indulgenzbriefe bilden einen Hauptbestandteil unserer baugeschichtlichen Urkunden, aber leider ist ihr Wert ein zweideutiger, denn sie bezeugen nur, dass man zu einer bestimmten Zeit die Absicht zu bauen hatte, nicht ohne weiteres, dass und wann man dieselbe verwirklichte.

3. Das Bauprogramm.

Die Veränderungen programmatischer Art sind in der gotischen Epoche an sich gering, machen sich aber doch in der Wirkung auf die bauliche Gestalt hinlänglich bemerklich. Ihre Ursache sind teils neu hervortretende Desiderate des Kultus, teils Veränderungen im Bauplatz und seiner Umgebung, hervorgerufen durch die Entwicklung der Städte.

In der ersten Generation gotischer Kirchen zeigt sich als eine Hauptaufgabe des neuen Stils die Erweiterung des Priesterchors. Das Verlangen danach war nicht auf Frankreich beschränkt. Man erinnere sich, wie in vielen deutsch-romanischen Kirchen des späten 12. Jahrhunderts

¹⁾ Die Terminologie der Quellen ist leider eine sehr unbestimmte und schwankende, was ihre Benutzung erschwert und oft zu Missverständnissen geführt hat. So ist zwischen *magister fabricae* und *magister operis* eine sichere Unterscheidung nicht zu machen; jeder dieser Ausdrücke kann sowohl den technischen als den ökonomischen Beamten bezeichnen, deutlicher sind in der Regel die Vulgarsprachen (z. B. deutsch *Werkmeister*, *Schaffner*, *Pfleger*).